

# Goethe und die Freundesliebe

Autor(en): **Alienus, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **17 (1949)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569256>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Goethe und die Freundesliebe

Zu des Dichters zweihundertstem Geburtstag

*Motto: «Ich entschloß mich, um nicht zu neiden,  
grenzenlos zu lieben.» Goethe.*

Welches war Goethes Verhältnis zur Freundesliebe?

Die Frage zielt sowohl auf sein persönliches Gefühlsleben wie auf sein objektives Urteil gegenüber dem Phänomen der gleichgeschlechtlichen Neigung. Was den ersten Punkt anlangt, so geben seine „Briefe aus der Schweiz“ erster Teil, uns einen eigentümlichen Aufschluß. Der sechsundzwanzigjährige Goethe kommt auf einer Reise durch die Schweiz bis nach Genf. Dort verkehrt er bei einem vermögenden Kunstsammler, und dieser zeigt ihm schließlich als Glanzstück seiner Sammlung das Bild einer nackten Danae in Lebensgröße, die den Goldregen in ihren Schoß empfängt. Goethe staunt „über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Stellung, über die Zärtlichkeit der Gebärde“, muß sich aber zu seinem eigenen Befremden gestehen, der Anblick erregt nicht „jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust“ in ihm, die er erwartet hat. Sondern er bleibt „kalt“. Was ist schuld daran? Vielleicht, daß er die wirkliche menschliche Gestalt überhaupt noch nicht kennt, überhaupt noch nicht hüllenlos geschaut hat. „In diesem stumpfen Zustand“ kann er nicht bleiben. Und er beschließt, sich den ihm fehlenden Anblick unverzüglich zu beschaffen. Darüber berichtet er:

„Ich veranlaßte Ferdinanden (den Reisegefährten) im See zu baden; wie herrlich ist mein junger Freund gebildet!, welch ein Ebenmaß aller Teile!, welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend!, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben. Nun bevölkere ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn sehe ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narziß sich in der Quelle bespiegeln!“

Aber wie macht unser junger Reisender und Lebensstudent es nur, „auch ein Mädchen in eben dem Naturzustande“ vor die Augen zu bekommen, in dem er „seinen Freund gesehen“ hat? Es gelingt ihm mit Hilfe eines Lohnbediensteten und eines alten Weibes gegen reichliche Bezahlung. Er wird in ein Zimmer geführt und darf der Entkleidung einer jungen Schönen beiwohnen, die sich vor seinen Augen zu Bette legt, als wäre sie ganz allein. Die Schilderung ist von wunderbarer Delikatesse und Anmut. Und Goethe charakterisiert das junge Mädchen als „großes, herrlich gebautes, schönes Frauzimmer.“ Wie merkwürdig aber dann, wenn er die Wirkung auf sich beobachtet: „Sie fing an, sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte.“ „Soll ich Dir's gestehen, ich konnte mich nicht in den herrlichen Körper finden! Was sehen wir an den

Weibern? Was für Weiber gefallen uns?“ schließt er mit einem bangen Fragezeichen.

Wir aber stellen fest: Das Erlebnis mit dem schönen Jüngling findet sich eingebettet in zwei Erlebnisse mit Frauen, mit einer gemalten und mit einer wirklichen. Das Erlebnis mit dem Freunde verläuft beglückend harmonisch. Bei dem Erlebnis mit den Frauen bleibt jedesmal ein unutilgbarer und undefinierbarer Rest. Das ist bei einem Manne, der für Frauen so ungemein empfänglich ist wie Goethe, immerhin ein recht sonderbares Resultat. Es erklärt, daß er trotz seiner Passion für das weibliche Geschlecht sich doch nie von einer Liebe völlig überwältigen ließ. Es erklärt auch zu seinem Teil die abrupte Kürze mancher seiner Liebesepisoden und das Junggesellenhafte, in das er immer wieder zurückfiel. Wie steht es aber um das harmonische Erlebnis mit dem Jüngling? War es am Ende darum so harmonisch, weil es überhaupt nicht stattgefunden hat, sondern bloß aus der Idee geschöpft war, worauf auch die konventionellen Bilder von Adonis und Narziß am Ende der Schilderung deuten könnten? Vergewegenwärtigen wir uns doch: Um das nach damaligen Begriffen höchst anstößige, aber reizende Erlebnis mit dem Mädchen schildern zu können, mußte Goethe einen pädagogischen Vorwand erfinden. Er sah, so läßt er uns glauben, vor dem Kunstwerk ein, daß er den wirklichen menschlichen Körper erst noch kennen lernen müsse. Und zu dieser Belehrung gehörte es, sowohl einen männlichen wie einen weiblichen Körper zu schauen. Ist demnach das ganze Erlebnis mit Ferdinand nur der Konstruktion eines erstaunlich klug berechnenden dichterischen Verstandes entsprungen? Zog Goethe das Bad seines Reisebegleiters nur als Zwischenglied herbei, das er für nötig hielt, um zwischen dem Bilde des Weibes und der Wirklichkeit des Weibes die Vermittlung herzustellen?

Nun denn: Es gibt noch eine zweite Stelle in Goethes Werk, wo sich ganz dasselbe Erlebnis wie mit Ferdinand in ganz derselben Reihenfolge wiederholt: erst tritt der hüllenlose Freund auf und dann das Mädchen. Handelte es sich auch dabei nur um eine bloße Idee, die in Goethes Geist vorherrschte, nämlich etwa die Vorstellung, daß die Freundschaft die natürliche Vorstufe der Liebe sei? Oder haben wir es bei dieser Abfolge in Wahrheit mit einem Grundzug der Goetheschen Erlebnisweise zu tun? Wenden wir uns der Stelle selber zu, die in Wilhelm Meisters Wanderjahren zu finden ist. Wilhelm, damals noch ein Knabe, näher dem Jüngling, begleitet seine Mutter auf einer Tagestour zu Verwandten. Auf halbem Wege wird Rast gemacht. Die Mutter ruht sich aus. Der Sohn geht an den See, um zu baden, und erblickt dort überraschend und bis an die Kniee im sommerlich warmen Wasser stehend, dicht vor sich den schönsten Knaben seines Alters zum Baden entkleidet. Er betrachtet den Altersgenossen mit unsäglichen Gefühlen, mit höchster ästhetischer Verzückung und schließt auf der Stelle Freundschaft mit ihm. Sie verabreden enthusiastisch ein Wiedersehen für den Abend, wenn Wilhelm heimkehren wird. Und auf der weiteren Reise erfüllt den Knaben kein anderer Gedanke, als der an den Freund und an die abendliche Verabredung. Am Ziele der Reise aber tritt ihm bei den Verwandten, die zu besuchen man ausgefahren ist, ein junges Mädchen entgegen. Von ihr fühlt sich der durch den Knaben Erweckte mehr und mehr angezogen. Ja, er ist bald ganz umspinnen von ihren Reizen und trunken von zärtlichsten Gefühlen für sie. Auf der Heimreise gelten ihr seine Gedanken. Der Freund ist bereits in den Hintergrund gedrängt. Aber schon ist man wieder am See. Da verbreitet sich dicht

vor der Einfahrt in den Rastort die erschütternde Kunde von einem furchtbaren Unglück. Am Nachmittag ist ein Nachen untergegangen. Und sämtliche Insassen sind ertrunken. Es zeigt sich, daß auch sein junger Freund unter den Toten ist. Er muß ihn noch einmal sehen. Er tritt in den dunklen Bootschuppen, wo der Knabe mit anderen Toten zusammen unter Tüchern aufgebahrt liegt. Das ist der Abschied. Hinterher werden nicht mehr viel Worte gemacht. Denn der Freund war ja streng genommen für Wilhelm Meister bereits am Mädchen untergegangen, ehe er ihn noch an den See verlor. Der höchste Schimmer des ganzen Kapitels ruht gleichwohl auf dem Moment, wo der eine Knabe den anderen hüllenlos und bis an die Kniee im Wasser stehend als lichtiges Bild erblickt. Und es läßt sich nicht verkennen, daß das hier geschilderte Wilhelm Meister-Erlebnis Zug um Zug denselben Typus hat wie das der „Briefe aus der Schweiz“. Wieder eine Reise, ein Unterwegs, das alle Sinne neu aufschließt und alle Dinge farbiger sehen macht, wieder ein See und ein hüllenlos schöner Freund beim Bad als Anfang, hinterher das Mädchen als Ueberhöhung. Es ist bei Goethe offenbar, wie auch sonst oft: Was die einen säen, ernten die anderen. Der Freund sät bei ihm, was die Mädchen später empfangen dürfen.

Daß sich bei Goethe dieselbe Situation von Saat und Ernte des öftern wiederholt, hat allerdings seine tiefere Bewandnis. Denn das Phänomen erfährt eine blitzhafte Erhellung durch eine Aeußerung, die der gealterte Goethe um Jahrzehnte später gegen den Kanzler Müller tut: „Die griechische Knabenliebe kommt eigentlich daher, daß nach rein ästhetischem Maßstab der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau ist... Die Knabenliebe ist so alt wie die Menschheit, und man kann daher sagen, sie liege in der Natur, obwohl sie gegen die Natur ist.“ Welche offenerzige, ursprüngliche, vorurteilslose Betrachtungsweise stellt sich hier unbefangen gegen die ganze Welt, da doch, so lange die Menschheit besteht, immer das weibliche Geschlecht als das schönere bezeichnet wurde und da bei Goethe selbst die mächtigsten Instinkte zugunsten des Weibes sprachen. Es ist aber auch offenbar, daß diese Worte in einen tiefen Zwiespalt blicken lassen, welcher bei Goethe zwischen seiner ästhetischen und seiner erotischen Gefühlsweise bestand. Diesen Zwiespalt haben wir auf seiner Reise durch die Schweiz in seinem ersten Zutagetreten belauscht. Und da das Aesthetische in der Regel den Anfang macht, das Erotische sich aus diesem Anfang entwickelt, so mag dem sich selbst überprüfenden Goethe das Erotische zuweilen geradezu als der Sündenfall des Aesthetischen erschienen sein.

Der hier angedeutete Konflikt ist es, der durch die Formel: „Erst Freundschaft, dann Liebe“, oder „Die Freundschaft macht den Anfang, die Liebe folgt und macht den Schluß“ überwunden werden soll. Goethe findet aber noch einen ganz anderen Weg, diesen Konflikt zu harmonisieren. Wir gelangen allmählich auf ihn, wenn wir seine Lyrik betrachten, in der er merkwürdiger- und doch erklärlicher Weise objektiver ist als in seiner Prosa, offenbar, weil ihm die strenge Kunstform Objektivität nahelegt.

Unter seinen Gedichten begegnen wir zunächst dem „Ganymed“. Da Goethe diesen Stoff herausgegriffen hat, so war er ihm also sympathisch. Nun hat er ihn aber zugleich seines erotischen Charakters mit bedenkenloser Selbstverständlichkeit entkleidet, um ihn ins Allgemein-Menschliche zu heben. Wichtiger für uns ist daher, daß Goethe zu der griechisch-freudigen Ganymedsage das nordisch-dunkle Gegenstück geschaffen hat im „Erlkönig“ mit den

an einen Knaben gerichteten Versen: „Ich liebe dich! Mich reizt deine schöne Gestalt! Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Ist es nicht wunderbar, daß wir uns über diese Verse so wenig wundern? Gewiß, auch sie sind der erotischen Sphäre völlig enthoben trotz des offenen Bekenntnisses: „Ich liebe dich!“ Aber was will denn Erlkönig eigentlich mit dieser seiner verhängnisvollen Liebe zu dem armen Kind? Wir machen uns darüber so wenig Gedanken wie über die andere Frage, was ein Mephisto bei Goethe davon hat, durch jahrelange Dienste Faust in seine Gewalt zu bekommen, ein Mann den anderen. Wir meinen das alles gefühlsmäßig zu verstehen, auch ohne Gründe, vor allem ohne Schlüssel im Gleichgeschlechtlichen. Immerhin ist festzustellen, daß kein anderer Dichter außer Goethe eine Gestalt geschaffen hat wie den Erlkönig in seiner unheilvollen Begierde nach einem Knaben. — Dieselbe Begierde behandelt Goethe übrigens noch einmal — und das sei hier gleich angeschlossen — am Ende des „Faust“. Dort erblickt der Teufel unter den Engelscharen der Jungfrau Maria ein paar so reizvolle Halbwüchsige, daß er sich ihrer Knabenanmut kaum erwehren kann. Und so ist es gleichsam die heilige Schar, die hier den Teufel verführt, also eine Umkehrung des Ueblichen. Die Deutung entbehrt jedenfalls nicht der Anmut, daß durch die Liebe zum gleichen Geschlecht der Himmel selbst den Teufel noch für sich zu gewinnen und zu sich herüberzuziehen trachte.

Den eigentlichen Weg zur Ueberwindung von Goethes Konflikt zeigt uns dagegen erst das berühmte Gedicht „An den Mond“. Jedermann kennt es. Im Schimmer des silbernen Himmelswanderers erschließt sich das Mondgefühl der Freundschaft wie eine verzauberte Blume. Nirgends ist seelische Nähe zweier Menschen eingebettet in ihre Umarmung, nirgends ist eine Umarmung, eingebettet in die Landschaft, nirgends ist die Landschaft, eingebettet in ein großes Allgefühl der Gestirne wortwirklicher geworden wie in diesem schönsten Freundschaftsgedicht der Weltliteratur bis zu Nietzsche, George und Hiller hin. Nun wollen uns aber gewisse Forscher lehren, daß das Gedicht in Wahrheit gar nicht an einen Freund, sondern an Frau von Stein gerichtet gewesen sei, die Geliebte des Dichters. Und nur aus Gründen der Diskretion sei der Freund im Text an die Stelle der Frau getreten. Es fragt sich, ob diese Deutung den dichterischen Prozeß, der aus vielen Erlebnissen ein einziges macht, nicht allzu sehr vereinfacht. Der jugendliche Goethe hatte, wie in Parenthese bemerkt sei, vertrauliche Gespräche im Mondschein auch mit dem jungen Großherzog von Sachsen-Weimar, sowie mit seinem eigenen, ihm gleichaltrigen Diener. Doch auch dann, wenn die Gelehrten recht haben, handelt es sich um eine Sachlage, die für uns denkwürdig bleibt. Denn es ist immerhin denkwürdig, daß es Goethe nicht widerstanden haben sollte, den Platz, den er der Geliebten gab, nunmehr ohne weiteres einem Manne einzuräumen. Die Vorstellung, einen Freund am Busen zu halten, ist ihm jedenfalls keineswegs gegen den Instinkt. Sie verdirbt ihm in keiner Weise die Freude an seiner Schöpfung. Das wäre zweifellos möglich gewesen. Denn wir alle müssen uns davon Rechenschaft geben, daß es für uns etwas Grundstürzendes ist, etwas, was alle Dinge und die ganze Gefühlsweise ändert, wenn wir das Geschlecht des Menschen ausgewechselt denken, dem im Augenblick unser ganzes Fühlen und Denken gehört. Ein gutes Beispiel in dieser Hinsicht bildet der Philosoph Deußen, der im Privatgespräch ehrlich gestand, daß er Platos Jünglinge in Mädchen umdenken müsse, um an Platos Dialogen Freude finden zu können. Goethe hatte nicht nur nicht nötig, den Freund,

der ihn körperlich entzückte, in eine Frau umzudenken, sondern es widerstand ihm nicht einmal, die geliebte Frau in den Freund zu verwandeln und in Männergestalt zu bannen. Er war nämlich allenthalben der große Liebhaber des Kontinuierlichen, der Uebergänge und Zwischenstufen. Dagegen verabscheute er geradezu Brüche und Risse; so auch im Geschlechtlichen.

Dem Umstand, daß Männliches und Weibliches für ihn durch keine unüberbrückbare Kluft geschieden waren, dankt die Literatur nun noch ein weiteres Weltereignis, das zugleich auch ein weiteres Beispiel ist für die hier vertretene Goetheauffassung. Denn da ist Goethes Mignon, die weltberühmt gewordene Begleiterin des blinden alten Harfners aus dem „Wilhelm Meister“, die allen Reiz davon empfängt, ein in einen Knaben verwandeltes Mädchen zu sein. Auch hier mithin eine Geschlechtsumwandlung ganz wie in „An den Mond“, wenn auch anderer Art und gleichsam im Vollzug aufgehalten.

Und so hätten wir denn als Fazit festzustellen, daß dem zweimal ausgesprochenen heimlichen Konflikt in Goethes Gefühlsleben auch eine zweifach ausgesprochene Harmonisierung dieses Konfliktes durch den Uebergang zwischen den Geschlechtern parallel geht. Goethe hat damit die Zwischenstufentheorie der Wissenschaft vorausgenommen.

In Goethes so ungemein vielseitiger Natur treten die Züge, die wir bisher an ihm als besonders eigentümlich herausgehoben haben, begreiflicher Weise nur flüchtig auf. Sie verschwinden sofort wieder in der Fläche. Daher kommt es, daß, wenn er später die Erscheinung der Freundesliebe in seiner Umgebung antrifft, er sich nicht als ein ob auch noch so entfernt Beteiligter, sondern als ein aus dem Abstand urteilender Zuschauer empfindet. Und welches ist sein Urteil? Da gibt es zunächst ein Billet von ihm aus Rom an seine Hoheit den Großherzog. Darin wünscht er diesem „ein sonderbares Phänomen“ näher zu bringen, das er nirgends so stark entfaltet gefunden habe, wie an diesem Ort. Es ist, so fährt er fort, „die Liebe der Männer unter einander. Vorausgesetzt, daß sie selten bis zum höchsten Grade der Sinnlichkeit getrieben wird, sondern sich in den mittleren Regionen der Neigung und Leidenschaft verweilt: so kann ich sagen, daß ich die schönsten Erscheinungen davon, welche wir nur aus griechischen Ueberlieferungen haben, hier mit eigenen Augen sehen und als ein aufmerksamer Naturforscher das Psychische und Moralische davon beobachten konnte. Es ist eine Materie, von der sich kaum reden, geschweige schreiben läßt; sie sei also künftigen Unterhaltungen aufgespart.“

Allein, Goethe hat davon nicht nur geredet, sondern auch geschrieben und sogar öffentlich. Es geschah in jener „Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht, der Herzogin Anna Amalia“ ganz offiziell gewidmeten Schrift über Winckelmann, wo es heißt: „Zu einer Freundschaft griechengleicher Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Früh schon legte er diese Idee einem vielleicht unwürdigen Gegenstand unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden. Für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zögert nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann selbst mitten in Druck und Not groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann,

den er über alles liebt, ja dem er sogar als höchste Aufopferung Undankbarkeit zu verzeihen hat.“ Goethe sagt es weiterhin noch einmal mit aller Offenheit: „So finden wir Winckelmann oft im Verhältnis mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.“

Tiefer kann wohl niemand fremdes Gefühlsleben verstehen und sympathisch billigen, als Goethe hier anlässlich Winckelmanns getan hat. Zugleich legitimiert und legalisiert er die verbotene Neigung, sodaß man des Verbotes ganz vergißt, indem er sie von dem damals allverehrten Griechentum ableitet. Nun ist sie sakrosankt und sogar hoffähig. Wollen wir Goethes innerster Ueberzeugung, die Freundesliebe betreffend, sinngemäßen Ausdruck geben, so können wir ihn etwa folgendermaßen meditieren lassen: „Mögen andere fragen, ob es schön und gut sei, daß so schöne und gute Gefühle nach der Meinung der Welt am falschen Orte wachsen, wenn sie dem Freund gelten anstatt der geliebten Frau. Und mögen diese anderen immerhin auch ihre Besorgnisse hegen, ob solch edle Gefühle sich nicht durch ihre falsche Ortsständigkeit entwerten. Meine Ansicht ist gerade die umgekehrte. Denn ich halte dafür: Wenn eine Beziehung so hohe und edle Gefühle erweckt, wie es die Freundesliebe auf ihrem Gipfel vermag, dann ist diese Beziehung vollauf daseinsberechtigt und verdient gepriesen zu werden, nicht nur anerkannt.“ Ja, das ist noch nicht alles. Der Dichter, der im „Faust“ gesprochen hat „Am Anfang war die Tat“, begnügt sich nicht mit Lobpreisung, sondern, wo gefühlt wird, wie hier beschrieben, da sollte man dabei sein. Es wäre Pflicht, es wäre schön, es wäre wohl nebenbei auch ein großes Glück, ein so mächtiges, flügelrauschendes Gefühl mehr in der eigenen Brust zu tragen. Und daher die folgenden Exspektionen: „Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den anderen, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Staunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtsschreiber, Philosophen, Redner der alten Welt mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gehalts überhäufen.“ Man sieht: Goethe neidet es fast, nicht teil haben zu können an so hohen Zuständen, wie er sie hier mit Worten selbst entwirft. Man reicht nicht heran!, fühlt er. Und deshalb beschämt es ihn in großartigem Sinne, absteigen zu müssen, ihn, der kein anderer geworden ist, als in seinen Jugendtagen, da er entschlossen war, „selbstlos zu sein in Freundschaft und Liebe“ und darin den eigentlichen Grundsatz seines Adels zu finden. Es ist etwas ganz Merkwürdiges, wie durch den feierlichen Geheimratsstil seines Alters, der den Amtsstil zum Vorbild genommen zu haben scheint, vom Inhalt her bei Goethe immer wieder ewige Jugend bricht, ewige Jugend und die Natur selber, von der er ja sagt, daß es in ihr läge, zu weilen zu ihren eigenen Zwecken unnatürlich sein zu müssen.

Blicken wir von Goethes Werken zu Goethes Leben hin, so wären Bände zu füllen, wollte man seinen freundschaftlichen Beziehungen normaler Art gerecht werden. Unserem Thema gewissermaßen verhaftet bleibt der folgende Bericht aus „Dichtung und Wahrheit“ über die Heimkehr des Studenten Goethe ins Elternhaus: „Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungssinn und meiner vielfachen Exzentrizität die Vorfälle in eine gewisse Mitte zu richten und zu

schlichten beschäftigt sein mußte. In Mainz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thür war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereignis trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem ganzen Leben so viel gekostet hat (und die wir doch an Goethe, dem „Egoisten“, um keinen Preis missen möchten), daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der anderen konnte mich von dem angeborenen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig bei der deutlichsten Ueberzeugung von Zeit zu Zeit mich (den 65-Jährigen!) irrezuführen droht.“ Sind hier nicht mit unübertrefflicher Offenheit Züge bekannt, wie sie dem Typus des „Männerhelden“ bei Blüher entsprechen? Diese Züge brauchen offenbar nicht mit der Liebe zum gleichen Geschlecht zusammenzutreffen, aber sie bilden doch ohne Frage häufig eine sehr ausgesprochene Komponente gleichgeschlechtlicher Neigungen.

Was den Fall des jungen Harfners betrifft, so haben wir Anhaltspunkte dafür, daß dieser Jüngling gewisse mädchenhafte Züge gezeigt habe, was zur Folge hatte, daß sein Bild bei Goethe sich später in das harfenspielende Mädchen mit den Knabenzügen, in die Mignon umwandelte. Dann hätte freilich die Mignon einen Mignon zum Vorbild gehabt, wie sie ihrerseits das Urbild geworden ist für den modernen Begriff des Mignon als den des Jünglings mit Mädchenzügen. Oder anders ausgedrückt: ein wirklicher, femininer Jüngling wäre über ein erfundenes masculines Mädchen hinweg bestimmend geworden für den Begriff einer gewissen Spezies femininer junger Männer von heute.

Erlebnisse wie das mit dem jungen Harfner können wir als pseudoerotische bezeichnen. Ein pseudoerotisches Erlebnis ganz anderer Art stand Goethe mit dem Philosophen Jacobi bevor, als er um einiges später mit Lavater und Basedow zusammen das Schiff zu einer Rheinfahrt bestieg. Die Chancen für dieses Erlebnis waren an und für sich die denkbar ungünstigsten. Denn Goethe hatte sich über Jacobi reichlich lustig gemacht, was dieser erfuhr. Der Gegenstand seines Spottes aber war bezeichnenderweise die öffentlich in Journalen zur Schau gestellte Freundschaft zwischen Jacobi und dem großen Künstler der Freundschaft, Gleim, gewesen, wodurch Goethes jugendliches Schamgefühl sich verletzt fand.

Seine Stimmung aber war überhaupt herabgedrückt. Sah er sich doch auf der Reise „bloß als Dunstschweif der beiden großen Wandelsterne Lavater und Basedow behandelt“. Deshalb erging er sich „in allerhand Torheiten und Frechheiten“, hinter denen sich „der Unmut verbarg, daß für sein Herz und sein Gemüt auf dieser Reise so wenig gesorgt wurde“. Er kam in Köln an, wo ihn „die unfertigen Hallen und Pfeiler des Kölner Domes, jenes im Werden schon erstarrten Weltgebäudes“ tief mit dem Gefühl der Vergeblichkeit allen menschlichen Planens erfüllten. „In diesen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnte ich nicht, daß mich das zarteste, schönste Gefühl so ganz nahe erwartete“.

Er trat bei Jacobi ein zu einem durch freundliche Frauen angebahnten Besuch. Und fand sich hier nicht herabgedrückt, sondern sofort als gleich zu gleich empfangen. Kein Wort war von früheren Differenzen die Rede, sondern er fühlte sich alsbald in ein Gespräch gezogen, das höchste Dinge betraf.



„Die Gedanken, die mir Jacobi mitteilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir (dem Spötter von gestern!) mit unbedingtem Vertrauen die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte.“ Goethe selbst war in weltanschaulicher Hinsicht noch vollkommen „gärend und siedend“. Fritz Jacobi wurde „der erste“, den er „in dieses Seelenchaos hineinblicken ließ“. „Er, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiderte dasselbe und suchte mich in seinen Sinn einzuleiten.“ — „Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mitteilung. Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Widergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt!“

Wir verlassen die Freunde bei ihrem Gespräch, das bezeichnenderweise wiederum im Lichte des silbernen Freundes aller Freundschaft, aller Freunde stattfand. Die Atmosphäre zwischen ihnen beiden ist jedenfalls der in „An den Mond“ geschilderten engstens verwandt und legt die Vermutung nahe, diese Zusammenkunft möchte für die Entstehung der Mond-Elegie so wenig gleichgültig gewesen sein wie die Begegnung mit dem jungen Harfner für die Mignongestalt.

Nur noch eine Stelle aus einem Brief von Goethe an Jacobi sei angezogen, den er um Mitternacht zwischen dem 13. und 14. August 1774 „so zwischen Träumen und Wachen“ geschrieben:

„Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schreibe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. — O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom anderen zu empfangen als er gibt! O Liebe, Liebe! Die Armut des Reichtums — und welche Kraft wirkt's in mir, da ich im anderen alles umarme, was mir fehlt und ihm noch dazu schenke, was ich habe! — Glaube mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wiedertreffen, und uns wäre es, als wären wir Hand in Hand gegangen.“

Und wie entwickelte sich diese Freundschaft weiter, welche zwei Männer zusammenführte, die beide ein hohes Alter erreichen sollten? Schon die letzten Worte des Briefes sind im Zeichen höchster Freundschaft doch bereits ein unausgesprochenes Bekenntnis dessen, daß man den anderen Teil nicht notwendig sobald als irgend möglich schon wiedersehen muß. Immerhin bemerkt Goethe noch: „kehrte ich (nach Ausflügen) wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, so genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüt.“ Goethes weiterer Bericht aber lautet: „Als wir schieden, geschah es in der seligsten Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde.“ Tatsächlich stießen Goethe und Jacobi einander binnen kurzem ebenso heftig ab, wie sie sich angezogen hatten, um sich erst nach Jahrzehnten in einer sehr viel kühleren und gelasseneren Atmosphäre wiederzubegegnen. Und so fand auch diese Freundschaft nur zu bald ihren letzten Glücksaugenblick und ihren letzten Tag!

Hans Alienus.